Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 16 (1915-1916)

Artikel: Hebbel's Grösse
Autor: Teutenberg, Adolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-750189

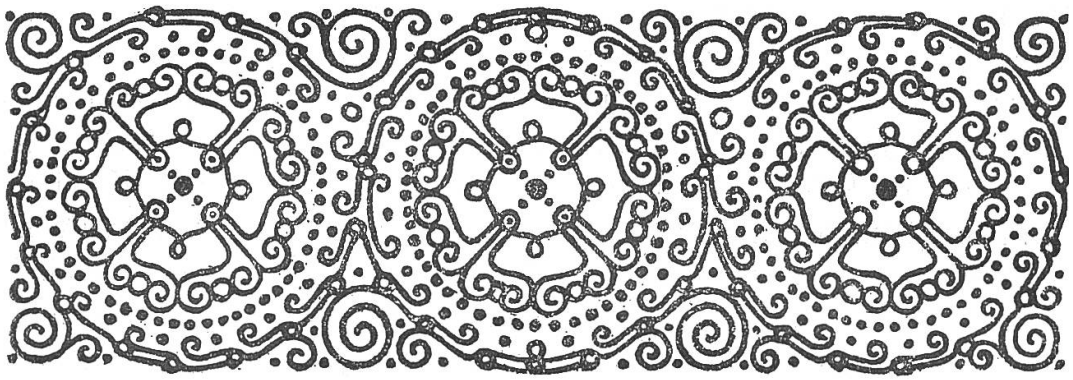
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



HEBBEL'S GRÖSSE

Das wahrhaft Große kann nur aus der Tiefe wachsen . . .

Aus der Tiefe einer gesellschaftlichen Unterschicht kämpft sich der Maurermeisterssohn Christoph Friedrich Hebbel mühsam keuchend empor. An seiner Wiege steht verzweifelte Armut, seine Kindheit umschattet das graue Hausgespenst der Sorge, seine Knabenjahre werden ihm durch Schreibdienstfrohn, väterliche Härte und bittere Demütigungen vergällt, der Jüngling muss knirschenden Zahns ein kärgliches Gnadenbrot kauen, und der Mann schlägt sich bis ins vollendete dreiunddreißigste Lebensjahr durch die feindliche Welt. Erst die Ehe mit der Hofburgschauspielerin Christine Enghaus verschafft Hebbel — und nicht nur äußerlich — die gewöhnlichste Voraussetzung für ein Leben im Geist und in der Schönheit.

Man kennt die unverschämte Not, die auf Hebbels äußeres Leben gedrückt hat, man kennt auch die Nötigungen, die sie ihm auflegte, kennt die Nackenschläge, mit denen sie ihn zu fällen suchte. Aber man muss, wo die Größe des Mannes vor dem betrachtenden Auge erstehen soll, an diese Dinge erinnern. Muss erinnern, wie der junge Hebbel als Kirchspielschreiber jahrelang ein erbärmlich schlechtes Nachtlager in einem Verschlag unter der Haustreppe mit dem Kutscher teilen muss; wie er sich mit dem Gesinde abspeisen, mit einem unmöglichen Heiratsvorschlag beleidigen lassen muss; wie er, in Hamburg, sein Brot an Gnadentischen würgen, elende Speisereste wie Kostbarkeiten über die Straße nach Hause tragen muss; wie er zänkische Polemiken seiner schriftstellernden „Wohltäterin“ Amalie Schoppe nichtsahnend mit

seinem Namen zeichnen muss; wie er sich von seiner zwar mitfühlenden, nicht aber mitverstehenden Geliebten Elise Lensing aushalten lassen, wie er seine alte hilflose Mutter darben und hinsterben sehen muss; und wie er endlich bei Kaffee und Brot, in ungeheizten, schlechten Mietskammern und in abgetragenen Kleidern von Stadt zu Stadt, von Jahr zu Jahr die beste Zeit seines Lebens sich hinschleppen muss, oft und heftig von Kälte und Krankheit geschüttelt, immer und überall auf die Hilfe und Unterstützung der ihm Nächsten angewiesen. Und bei alledem durch äußere Erfolge kaum belebt und nur von Wenigen in seines Reichtums Fülle erahnt oder erkannt . . . Dies sind Bilder, die den Betrachter des Lebens von Hebbel in immer wechselnder Fratze angrinsen und in Schmerz und Scham verstummen machen. Die aber auch die Frage auftreiben: welches war die glückliche Mischung in Hebbels Natur, dass unseres Dichters empfindlicher Seelenorganismus alledem standzuhalten vermochte und nicht vorzeitig zusammenbrach?

Von keinem andern Punkte wie von diesem gewinnt man für Hebbels große Persönlichkeit ein umfassendes Augenmaß.

Man muss verstehn! Es kann hier nicht die Frage sein, nach der Summe der physischen und sittlichen Kräfte, mit denen der Mensch gemeinhin die Widerwärtigkeiten des Lebens überwindet. Denn Hebbels Inneres und Äußeres war eben nicht so glücklich zusammengesetzt, dass seine Natur die heilkräftigen Arzneien gegen die Unbilden des Lebens schon in sich schloss. Das Körperliche an Hebbel war, wie seine öfteren Krankheiten und sein früher Tod gezeigt haben, bei weitem nicht ehern genug, um ungeschwächt aus seiner Leiden Unzahl hervorzugehn. Der sittliche Heroismus aber, der im heiligen Feuer der Entsagung über den Daseinsjammer des Alltags hinwegträgt — er fehlte Hebbel. Moralprediger sprechen gar von einem Manko an sittlicher Selbsterziehung . . . . Mag dies schulmeisterlich sein, so ist doch der tiefgreifende Unterschied zwischen Schiller etwa — um einen Heros der sittlichen Willenskraft zu nennen —, der das Gemeine im wesenlosen Scheine hinter sich lässt, und Hebbel, der sich von ihm auf Schritt und Tritt gehemmt und zerrissen fühlt, zu groß, um nicht bei der Abwägung von Hebbels Kräften in Anschlag gebracht zu werden. Unzählig sind in des Dichters Selbstbekenntnissen, als welche

seine Briefe und Tagebücher in höherem Sinne noch als seine Werke angesehen werden müssen, die bittern Ergüsse über die mancherlei Qual, die das Leben ihm aufgespart hat. Der Qual und der Schande der Armut gilt vor allem sein immer wiederkehrender Fluch, den sie, wie er einmal schreibt, „unter allen Umständen“ verdient. Seine eigene armselige Lage empfindet er wie ein tragisches Verhängnis: „Am unglücklichsten ist der Mensch“, sucht er der „Wohltäterin“ klar zu machen, „wenn er durch seine geistigen Kräfte und Anlagen mit dem Höchsten zusammenhängt und durch seine Lebensstellung mit dem Niedrigsten verknüpft wird“ ... Die Versetzung an die Freitische in Hamburg empfindet er wie einen „Gang zur Hinrichtung seines inneren Menschen“. Und selbst wenn er, wie das in Italien einmal im Kreise der deutschen Landsleute der Fall ist, als Fröhlicher unter Fröhlichen weilt, bleibt ihm ein aus der Kontrastempfindung quellender herber Nachgeschmack im Munde: „Ich hätte weinen können“, schreibt er nach der Sitzung in sein Tagebuch, „denn ich empfand es einmal wieder recht lebhaft, dass ich gar nichts Besonderes für mich will, sondern dass all' mein Missmut daher rührt, mich mein ganzes Leben hindurch von jedem Kreis, worin man bescheiden das Leben genießt, wie einen Hund ausgesperrt zu sehen — denn das war immer der Fall mit mir, von Jugend auf“ ...

Den Mangel eines festen inneren Pols, an dem der sittliche Wille sich emporrankt, hat Hebbel selber zeitlebens tiefschmerzlich empfunden. „Ich muss glauben“, schreibt er in sein Tagebuch, „dass es in meiner Natur an Verhältnis fehlt, dass sie nur so aufs Ungefähre zusammengezimmert ist, ein rohes Durcheinander von Maschine, das klippt und klappt, ohne Zweck und Ziel“. An einer andern Stelle: „Die Elemente, aus denen ich bestehe, tosen und gähren noch immer durcheinander, als ob sie gar nicht in eine beschränkende individuelle Form eingeschlossen wären; eins kämpft mit dem andern und unterwirft es, oder wird unterworfen, bald ist auf dieser Seite der Sieg, bald auf jener, doch das Gesetz fehlt“. Hebbel fühlt eine „Todeskrankheit“ in sich, die er „das Gefühl des vollkommensten Widerspruches in allen Dingen“ nennt ... „Es ist das Zusammenfließen alles höchsten Elends in einer einzigen Brust; es ist die Empfindung, dass die Menschen so viel von Schmerzen und doch so wenig von Schmerz wissen; es ist Erlösungsdrang

ohne Hoffnung und darum Qual ohne Ende.“ In diesem hypochondrischen Jammer gehen dem von der Lust des Lebens Ausgeschlossenen „die Tage vorüber . . . Fast keiner bringt etwas, aber jeder nimmt etwas. Oft kommt's mir vor, als ob nicht Verzehren, sondern Verzehrtwerden der Lebensprozess sei. Irgend eine geheimnisvolle Macht hat uns auf Zinsen angelegt und verwendet uns nun nach Belieben in ihrem Nutzen“. In diesem Gefühl des Verbrauchtwerdens entringt sich dann dem getretenen Erdenwurm nicht selten ein erschütternder Schmerzensschrei: „Ach, wenn ich so einmal in meine Brust hineingreife und alles, was darin verdorrt, versengt und verfroren ist, das ganze Herbarium einer blühenden Welt hervorziehe, so kann ich doch nicht anders, ich muss die Faust ballen und mit den Zähnen knirschen . . . Aber in sich selbst hineinstarren und sich als Ruine niederbrennen sehen müssen — das will etwas sagen . . .“ So schrie und wand sich Friedrich Hebbel, der leidende Mann, dumpfen und unerlösten Schmerzes voll in den dunklen Tiefen des Lebens.

Was aber hat ihn, wenn das sittliche Agens nicht die auftreibende Macht in ihm war, dennoch ans Licht und in die Höhe gebracht?

Ein einziges unscheinbares und doch mit Blitzlichthelle in das Problem seines Lebensaufstiegs hineinleuchtendes Wort gibt Bescheid.

Hebbel konstatiert einmal im Vorübergehen, wie es doch so merkwürdig sei, „dass man die Unzufriedenheit mit sich selbst leichter trägt als die mit der Welt“, wiewohl gemeinhin das Gegenteil von den Menschen angenommen wird. Hier scheint zunächst nur der Moralskeptiker zu sprechen, der mit ironischer Gebärde von einer frommen Lüge oder Selbsttäuschung des Menschenherzens den Schleier wegzieht, so dass eine derbrealistische Wahrheit plötzlich sichtbar wird. Aber es spricht hier auch noch wer anders. Es spricht hier auch noch der leidenschaftliche Denker Hebbel, der in faustischem Drang in das Innere der Erscheinungen dringt, der Menschen und Dingen in ihre verborgensten Seelenwinkel blickt und das hier Geschaute als sein großes Erlebnis ausspricht und gestaltet.

Hebbel, der zerstörerisch aufwühlende Grübler, der das Welt- und Menschenwesen in Stücke dachte und Hebbel, der gestaltend

aufbauende Gedankenkünstler, der die gesprengten Teile des Weltgebäudes mit wuchtigem Griff wieder ineinsschuf; Hebbel der tiefwitternde Spürer, der die Wahrheit in Abgründen sah und Hebbel, der rückhaltlose Bekenner, der sie unerschrocken ans Tageslicht hob — dieser leidenschaftlich getriebene Reflexionsmensch ist es, der sein Leben ins Große gereckt und mit dem Scheitel die Sterne berührt hat.

Durchaus wie eine Naturkraft und nicht als eine mühsam erworbene Fähigkeit der Schule offenbart sich Hebbels Denken. Da ist keine Schnur, an der die Gedankenreihen sauber etikettiert aufgebunden und in Reih und Glied gebracht sind — da ist ein Chaos, aus dem es dem Leser wieder und wieder wie greller Blitz in den Ungewittern entgegenzuckt. Da ist kein registrierendes Hirn, das aus mühsam Erlesenem karge Systeme klaubt — da ist ein starkes Herz, das in heißem Erlebensdrang glühendes Erz in runde Ringe schlägt. So darf man bei Hebbel, dem intuitiven Denker, keine einheitlich geordnete Gedankenfolge im Sinne der philosophischen Schule suchen wollen. Er stand den Problemen des Lebens nicht in der brückenlosen Distanz des kalten Logikers gegenüber — er ging vielmehr durch sie hindurch, er schlug sich mit ihnen herum, er litt an ihnen und hob sich an ihnen empor, und so ist das Resultat seiner denkenden Betrachtung keine geordnete Sammlung dogmatischer „Wahrheiten". Wie das Leben selbst ein absichtsloses Durcheinander von Erscheinungen und Tendenzen ist, so stellen sich Hebbels Gedanken als lebenerzeugte Sprüche und Widersprüche eines vielwahrnehmenden Kopfes dar, die sich kaum in große Kategorien restlos aufsummieren lassen. Er war eben kein akademisch ausgeklügelt Buch, er war „der Mensch mit seinem Widerspruch".

Dennoch ragen aus dem Gewoge der Hebbelschen Gedanken wie riesige Inseln aus einem Ozean einige Anschauungen empor, die als die mächtigen melodieführenden Grundbässe seines Denkens nicht nur, sondern auch seines Kunstgestaltens und Lebensgefühles angesehen werden müssen. Hebbel sieht die Welt unter einem allenthalben tragisch sich auswirkenden Gesetz, das er den Dualismus des Lebens nennt. „Der Dualismus", sagt Hebbel, „geht durch alle unsere Anschauungen und Gedanken, durch jedes einzelne Moment unseres Seins hindurch und er selbst ist unsere

höchste, letzte Idee. Leben und Tod, Krankheit und Gesundheit, Zeit und Ewigkeit, wie eins sich gegen das andere abschattet, können wir uns denken und vorstellen, aber nicht das, was als Gemeinsames, Lösendes und Versöhnendes hinter diesen gespaltenen Zweiheiten liegt." An anderer Stelle: „Welt und Leben sind dialektisch, da jede Erscheinung unmittelbar in und durch sich selbst ihren Gegensatz hervorruft."

In diesem dualistischen Verhältnis sieht Hebbel ganz besonders scharf die Stellung des Menschen zum Ganzen der Welt, und zwar ist dieser Dualismus ein feindlicher: alle Tragik des Menschseins geht letzten Endes auf ihn zurück. Dem „Egoismus des Universums" stellt sich der Egoismus der Einzelwesen kampfbereit gegenüber: „Alles Leben ist Kampf des Individuellen mit dem Universum". Und „Leben ist der Versuch des trotzig widerspenstigen Teils, sich vom Ganzen los zu reißen und für sich zu existieren, ein Versuch, der so lange glückt, als die dem Ganzen durch die individuelle Absonderung geraubte Kraft ausreicht." Hebbel nennt diesen Individualisierungsprozess des Menschen an anderer Stelle eine „Vermessenheit", er weiß, dass der Mensch und das Menschengeschlecht, wie ein Glied im Verhältnis zum Körper, gegenüber dem Weltganzen nur einen beherrschten und willensunfreien Teil ausmacht. Aber die „Vermessenheit" des Einzelwillens gegenüber dem Weltwillen bedeutet ihm eben „leben", bedeutet ihm Selbstbehauptung, und diese ist für die Individuen „höchstes Lebensgesetz": „Es ist Bedingung des Lebens, dass der Mensch seine Kräfte gebraucht — Kraft gegen Kraft, in Gott ist die Ausgleichung". So ist der Antagonismus von Mensch und Welt durchaus unvermeidlich, ja es liegt darin ein Zwangsverhältnis, da der Mensch, der von Haus aus unfrei ist, bestenfalls in die Notwendigkeit der ewigen Gegensätze einwilligen kann. Dies tut er aber nicht, da er sich frei dünkt und „seine Abhängigkeit von den allgemeinen Gesetzen nicht kennt" . . . („Der Mensch ist ein Blinder, der vom Sehen träumt.")

Der Mensch nun, der sich gegen die Welt mit prometheischem Trotz durchzusetzen sucht, stößt nicht nur mit einer stärkeren Macht zusammen — denn das feste Gefüge der Welt oder der Verhältnisse ist immer stärker als die ringende Einzelkraft — sondern auch mit einer höheren. Das Notwendige nämlich, das von Anfang an war und als Weltwille im Kampf steht mit dem Einzelwillen, ist für Hebbel

zugleich das Sittliche: „Die Sittlichkeit ist das Weltgesetz selbst, wie es sich im Grenzensetzen zwischen dem Ganzen und der Einzelerscheinung äußert.“ Oder, wie in der Vorrede zur *Maria Magdalena* kurz und bündig gesagt wird: „Was notwendig ist, das ist sittlich.“ So wird das Individuum, in dem Maße als es sich selbst betont, zum Gegenpol des Sittlichen, und man versteht nun das tiefsinnige Wort Hebbels: „Jeder Charakter (als höchster Ausdruck des individuellen) ist ein Irrtum.“ Das Eigenwillige, Sichselbstbehauptende des Menschen wird zu seiner Erbsünde, zum eigentlich Bösen: „Das Böse steht als Schranke zwischen Gott (will sagen dem Weltgesetz) und dem Menschen, aber als solche Schranke, die dem Menschen allein individuellen Bestand gibt. Wäre es nicht da, so würde der Mensch mit Gott (dem Weltgesetz) zu Eins.“

Es ist klar, dass hiermit ein ewiger Schuldbegriff in das Menschenleben hineingetragen wird. Die Schuld liegt für Hebbel in der „Maßlosigkeit“, die nichts anderes als „die natürliche Folge des Selbsterhaltungs- und Selbstbehauptungstriebes ist“, sie „ist eine uranfängliche, von dem Begriff des Menschen nicht zu trennende und kaum in sein Bewusstsein fallende, sie ist mit dem Leben selbst gesetzt.“ Als eine „ewige Wahrheit“ bezeichnet es der Tragiker Hebbel, „dass das Leben als Vereinzelung, die nicht Maß zu halten weiß, die Schuld nicht bloß zufällig erzeugt, sondern sie notwendig mit einschließt und bedingt.“ Wobei noch zu sagen ist, dass im Sinne Hebbels des Amoralisten die tragische Schuld ebensowohl aus einem Zuviel im Guten wie im Bösen erwachsen kann. Denn ob im Guten oder im Bösen — der Mensch als Individuum steht allemal gegen die Welt als Ganzes, und dies Weltganze ist dem Dichter Träger der sittlichen Weltordnung, die nur siegen kann durch den Untergang des Einzelwillens: „Vernunft und Sittlichkeit sind das Resultat der Korrektur“, sagt Hebbel, „die den handelnden Charakteren durch die Verkettung ihrer Schicksale zuteil wird.“ Vernunft und Sittlichkeit können gemeinhin erst mit dem Tod des sich selbst betonenden Individuums sieghaft durchbrechen, warum denn Hebbel den Tod „ein Opfer“ nennt, „das jeder Mensch der Idee (will sagen dem Weltgesetz) bringen muss.“ Überall aber, wo der Einzelne im Kampf mit dem ewigen Gesetz, mit der Gesamtheit unterliegt, da bedeutet der

Ablauf der Dinge eine „plötzliche und unvorhergesehene Entbindung des sittlichen Geistes“ oder „die Selbstkorrektur der Welt.“

Man fühlt, dass diesen aus den Tiefen eines brennenden Weltschmerzbewusstseins kommenden Anschauungen die Hebbelsche Tragödie unmittelbar entflossen ist. Diese Tragödie ist so weit von dem Nurkunst- (l'art pour l'art) Prinzip entfernt, dass sie dem Dichter sozusagen zu einem Mittel wird, die erlebten Gedanken, den großen Schmerz der Welt in eine runde Form zu gießen. Das Leben selbst mit seinen wirren, chaosartigen Dissonanzen hat keine künstlerische Form, es „kennt keinen Abschluss; der Faden, an dem es die Erscheinungen abspinnt,zieht sich ins Unendliche hin“, erst der Dichter vermag, indem er „die Gedankenfäden, womit die Seele der Welt verknüpft ist, zurückwickelt“, die Ausstrahlungen des Weltgeschehens in dem Hohlspiegel der Kunst zusammenzufassen. So ist die Kunst „Steigerung der Lebensform“ und „höchste Form des Lebens“, alles Dichten aber ist nicht nur buntes Farben- und Figurenspiel, sondern zugleich innere Selbstoffenbarung: „In der Brust des Dichters hält die ganze Menschheit mit all' ihrem Wohl und Weh ihren Reigen und jedes seiner Gedichte ist ein Evangelium, worin sich irgend ein Tiefstes, was eine Existenz oder einen ihrer Zustände bedingt, ausspricht.“ Und: „Im Dichter wird, wie in dem glühenden Stier des Phalaris, der Schmerz der Menschheit Musik.“ Der Schmerz der Menschheit aber offenbarte sich Hebbel, wie wir oben sahen, im Gedanken, und so spinnt sich all sein Dichten aus den Tiefen seines brütenden, die Welt in unendlichem Zweikampf schauenden Geistes.

Das Drama, als die Spitze aller Kunst, soll ihm „den jedesmaligen Welt- und Menschenzustand in seinem Verhältnis zur Idee veranschaulichen“, und dem rechten Dichtergeist muss sich daher „der gemeine Stoff in eine Idee auflösen und die Idee sich wieder zur Gestalt verdichten.“ Denn der gemeine Stoff oder die Wirklichkeit der Dinge oder das Detail der Welt oder die Totalität der Erscheinungen geht in die Kunstform des Dramas nicht ein, „so wenig die ganze Erde auf eine Leinwand gebracht werden kann — wohl aber das Weltgesetz“, wie es in der Idee sich darstellt. So wird Hebbel auch in seinen Dramen zum Verkündiger dieses Weltgesetzes, zum gewaltigen Prediger seiner dualistischen Weltanschauung, die den Menschen im Kampf mit den übergeordneten

Gewalten notwendig zugrunde gehen lassen muss. „Die tragische Kunst, die, indem sie das individuelle Leben der Idee (dem Weltgesetz) gegenüber vernichtet, sich zugleich darüber erhebend, ist der leuchtende Blitz des menschlichen Bewusstseins, der aber freilich nichts erhellen kann, was er nicht zugleich verzehrte.“ Nur mit dem Tode kann der Mensch die Schuld des Lebens bezahlen:

„Packe den Menschen, Tragödie, in jener erhabenen Stunde,
Wo ihn die Erde entlässt, weil er den Sternen verfällt,
Wo das Gesetz, das ihn selbst erhält, nach gewaltigem Kampfe,
Endlich dem höheren weicht, welches die Welten regiert!
Aber ergreife den Punkt, wo beide noch streiten und hadern,
Dass er dem Schmetterling gleicht, wie er der Puppe entschwebt.“

Der Punkt, wo Mensch und Gesetz, Einzelgeschöpf und Weltwille, zeitlich eingeschränktes Individuum und ewige Gottheit miteinander hadern und streiten, ist in der Tat in Hebbels Tragödien Anfang und Ende, Aufgabe und Ziel geworden. Hebbel hat es mit vollem Bewusstsein verschmäht, als Dramatiker „die Tränenfistel zu pressen oder die Lachmuskeln zu erschüttern“ mit Hilfe jener billigen Kunst, die nur darauf ausgeht, „Anekdoten in Szene zu setzen oder, wenn's hoch kommt, einen Charakter in seinem psychologischen Räderwerk auseinanderzulegen . . .“ Nur wo das Leben in seiner Gebrochenheit auftritt, nur wo im Geist die Idee sich entzündet, die dem Leben die verlorene Einheit wiedergibt, nur „wo ein Problem vorliegt“, hat „die Kunst etwas zu schaffen“. Von dieser Problemschwere haben alle Dramen Hebbels ihr besonder Teil. Und immer schimmert hinter diesen Problemen die dualistische Form des Lebens in tief kontrastierenden Farben auf.

In der *Judith* rast der Kampf zwischen Mann und Weib, steht „der zwischen den Geschlechtern anhängige große Prozess“ in Frage, der nebenher den tiefen Kontrast zwischen „dem echten, ursprünglichen Handeln und dem bloßen Sichselbstherausfordern“ im Bilde zeichnet. In der *Genoveva* wird durch die Gestalt des Golo das sich am Guten entzündende radikale Böse dargestellt, das erst durch Verneinung seiner selbst aufgehoben werden kann und ein naturnotwendiger Ausdruck des durch die Erdenwelt gehenden Zwiespaltes ist. Das bürgerliche Trauerspiel *Maria Magdalena* zeigt die schreckliche „Gebundenheit des Lebens in der Einseitigkeit“, die notwendig Tragik aus sich gebären muss; denn diese

Gebundenheit steht mit dem Naturtrieb des Menschen in einem feindlichen Gegensatz und fordert deshalb ihre Opfer. Der *Agnes Bernauer* liegt die Idee zugrunde, dass die Schönheit an und für sich selbst den Untergang bedingt: sie wirft, ein Ausfluss menschlicher Individualisierung, die soziale Ordnung um, findet aber an dem Gesetz dieser Ordnung eine strafende Rächerin; nebenbei wird in diesem deutschesten Drama Hebbels das feindliche Verhältnis von Individuum und Staat versinnbildlicht. *Herodes und Mariamne* und *Gyges und sein Ring* wiederum variieren das Problem vom Kampf der Geschlechter: der von Natur stärkere Mann setzt das Weib zum Mittel, zur Sache herab, wogegen das Weib in ihrer subjektiv-menschlichen Selbstherrlichkeit aufsteht, aber auch untergeht; nebenbei spielt in das erste Stück der Gegensatz von Judentum und Christentum, in das letzte die Macht der Sitte im Kampf mit der freien Individualität mit gewaltigen Untertönen hinein. In den *Nibelungen* endlich kämpfen heidnische und christliche Weltauffassung miteinander, das unbedeutendere Stück *Michelangelo* stellt den Gegensatz von Künstler und Welt dar und im *Moloch*-Fragment kommt die Unvereinbarkeit von Religion und Politik zum Ausdruck. — Wohl mochte also Hebbel, der das Leben nicht am farbigen Abglanz hatte, sondern es aus den purpurnen Tiefen seiner Gedankenwelt schöpfte, die Behauptung aufstellen, dass „das Problematische der Lebensodem der Poesie und ihre einzige Quelle“ sei. Zum wenigsten war es das, wird man sagen müssen, für ihn.

Für ihn, den von des Lebens dunkeln Rätseln gequälten Erdensohn, lag ein zwingendes Muss vor, zur künstlerischen Gestaltung seiner tragischen Weltansicht. Und dieses Muss dampft uns wie Blutgeruch aus Hebbels Dichtungen entgegen, gibt ihnen die Weihe von dargebrachten Opferwerken und den ewigen Wert erlebter, erlittener, erbluteter Wahrheit. Eben dieses Persönlichkeitsgepräges wegen haftet diesen Problemdramen, sieht man sie nur zusammen mit ihrem problematischen Schöpfer, gar nichts von der Blässe blutloser Gedanken, von der Kälte gefrorener Gefühle, von der Künstlichkeit errechneter Situationen an — es ist alles in die dunkellohende Glut getaucht, die dem Herzen des Dichters aus seinen Tiefen entströmte wie glühende Lavamasse den Abgründen des Vesuv . . .

Was aber diese Werke Hebbels, wie die ihnen zugrunde liegende tragische Weltansicht in die Nähe der Ewigkeit bringt, scheint mir — neben den rein künstlerischen Qualitäten der modern-realistischen Psychologie, der Charakterdarstellung, der dichterisch schönen und bedeutenden Sprache usw. — das *Erlebnis der Notwendigkeit* alles wie immer gearteten Lebens zu sein, das uns aus ihnen entgegenklingt. Hier ist der Punkt, wo das Hebbelsche Drama über die Tragödie der Alten und die Shakespeares hinausweist in Zukunftsfernen, die der literarischen Gegenwart zwar nicht aus den Augen gekommen sein mögen, aber doch außer dem Bereich ihres künstlerischen Könnens liegen. Hebbels klarer Kunstverstand hat diese Perspektive natürlich sehr deutlich gesehen: „An Darstellungen, die uns den Menschen vorführen, wie er trotz innerer Existenzberechtigung an äußeren Verhältnissen zugrunde geht, hat es freilich nie gefehlt, aber es ist denn doch wohl ein großer Unterschied, ob diese äußeren Verhältnisse, wie es früher (scil. bei Shakespeare. — D. Verf.) geschah, in ihrer reinen Zufälligkeit, insofern sie nämlich von den Charakteren abhängig gedacht sind, dargestellt werden, oder in ihrer tieferen Notwendigkeit".

Das Drama Shakespeares, erkennt Hebbel, entbehrt dieser tieferen Notwendigkeit, insofern sein Verlauf und sein Ausgang unmittelbar aus den Charakteren der handelnden Personen fließt; dem Drama der Alten wohnte sie inne, aber in einer für uns Heutige überlebten Gestalt: „Der Unterschied zwischen dem Drama der Alten und dem der Neueren liegt darin: die Alten durchwanderten mit der Fackel der Poesie das Labyrinth des Schicksals; wir Neueren suchen die Menschennatur, in welcher Gestalt und Verzerrung sie uns auch entgegentrete, auf gewisse ewige und unveränderliche Grundzüge zurückzuführen . . . Das Fatum der Griechen hatte keine Physiognomie, es war den Göttern, die sie anbeteten und gestaltet hatten, selbst ein schauerliches Geheimnis; das moderne Schicksal aber ist die Silhouette Gottes, des Unbegreiflichen und Unfassbaren". Der überlebte Schicksalsgedanke der Alten ist in Hebbels Drama die eherne Naturgesetzlichkeit geworden, nach der wir unseres Daseins Kreise vollenden müssen! Die „Silhouette Gottes": das ist Hebbel die unabstellbare Notwendigkeit alles dessen, was ist und gleichzeitig sein Ja

und Amen zu dem was da ist; hinter allem Geschehen stehen die ewigen unabänderlichen Gesetze!

Eben deswegen weist die Tragik Hebbels jene Ewigkeitszüge auf, die sie über Zeit und Zufall, über individuelle Geltung und eingeschränkte (wie einschränkende) Morallehre hoch erhebt. Sie hat so gar nichts von der lamentösen Sentimentalität der Schiller'schen Tragödien, sie wird auch nicht in der Vereinzelung des Falles empfunden wie bei Shakespeare und nicht als Strafe einer gerecht richtenden Gottheit wie bei den Alten. Vielmehr: man spürt hinter dem Einzelfall das tragische Gesetz, hinter der Tragödie der Menschen die Tragik der Menschheit; man erblickt in dem Kampf der Menschen den Kampf der Mächte, in die das Leben feindlich geteilt ist; und man empfindet in den Katastrophen dieses Kampfes nicht das bejammernswerte Los des Schönen und Guten auf der Erde und nicht die rächende Vergeltung der Götter, sondern die Auflösung der dualistischen Form des Seins in eine ursprüngliche Einheit, das Zurückfließen der Lebensdissonanzen in eine uranfängliche Harmonie. Dies ist die Versöhnung, mit der das Hebbelsche Drama, mit der die Hebbelsche Weltanschauung schließt: sie liegt nicht im Bereich des Dramas, wie sie nicht im Bereich des Lebens liegt, sondern darüber hinaus, und sie erfolgt auch nicht um der Beteiligten (oder gar, wie bei den Lieferanten des Theaters, um des Publikums) willen, sondern „im Interesse der Gesamtheit" — nicht die Individuen sind Hebbels Darstellungsobjekte, sondern Weltgesetz oder die Idee oder Gott, und nicht die Lebenden haben Recht, sondern das Leben. Oder wie der Dichter den Gedanken selber ausdrückt: „Versöhnung im Drama: Heilung der Wunde durch den Nachweis, dass sie für die erhöhte Gesundheit notwendig war. Die höchste Form (der Versöhnung) ist der Tod".

Die hier als der Ausklang des Hebbelschen Denkens und Dichtens berührte Versöhnung *nach* der Dissonanz des Lebens ist das Geheimnis der wehmutvollen Schönheit, die um die Werke dieses Dichters so seltsam aufleuchtet. Hebbel hat gefühlt, dass er mit dieser Schönheit die Menschheit um eine neue Quelle aesthetischer Freude bereicherte: „Die Schönheit wird in mir noch", schreibt er einmal, „wenn auch keinen vollständigen, so doch einen höheren Triumph feiern, wie bisher". Er hat aber auch gefühlt,

dass diese Schönheit, die ja eigentlich nichts anderes als die geheime Lust des tiefsten Schmerzes ist, von jener andern, die sich am farbigen Abglanz des Lebens entzündet, von innen heraus verschieden ist — man wird sagen dürfen, so verschieden wie die Nacht vom Tage. Hebbel fühlt sich in sehr richtigem Empfinden einem großen Vertreter jener lichtvollen Schönheit gegenüberstehen, den er zwar respektvoll grüßt, aber als Tragöden nicht recht neben sich dulden kann: *Goethe*. „Der Unterschied zwischen Goethe und mir besteht darin, dass Goethe die Schönheit vor der Dissonanz, die Traumschönheit, die von den widerspenstigen Mächten und Elementen des Lebens nichts weiß, nichts wissen will, gebracht hat, ich dagegen die Schönheit, die die Dissonanz in sich aufnahm, die alles Widerspenstige zu bewältigen wusste . . .“

Der hier von Hebbel empfundene Gegensatz im Kunstschaffen zwischen ihm und Goethe geht nicht auf zweierlei aesthetische Glaubensbekenntnisse, sondern auf die Wurzeln zweier verschiedenartiger Persönlichkeiten zurück. Goethe, dem Sonnenkind, ward es von der Natur als ein Gnadengeschenk mitgegeben, die schmerzhaften Dissonanzen des Lebens im zerfließenden Gefühl süßen Herzenswehs aufzulösen oder sie im liebenden Bestreben sich anpassender Selbstverleugnung zu überwinden; sein sonnenhaftes Auge mochte leicht durch die Nebel der unwirtlichen Erde dem lichtumflossenen Gestirn zufliegen, das die schmerzerstarrten Glieder auflöst im Wärmestrahl, und sein Fuß mochte leicht auf die blumigen Höhen des Lebens eilen, da ein gütiges und einsichtsvolles Geschick ihm alles hindernde Gestein und Gezäun aus dem Wege gestellt und seine Bahn von der Oberstufe der Menschheit hatte beginnen lassen. Hebbel aber, der schmerzzerrissene Sohn einer schattenbeschwerten Erde, war ein Geschöpf der Tiefe . . . Aus der Tiefe ging ihm das Leben an, aus der Tiefe strebt er zum Leben empor; aus der Tiefe, die des mildverklärenden Lichts nicht hat, fließt ihm sein dunkeltöniger Schmerzgedanke zu; aus der Tiefe, die von zackigen Klippen und Kanten starrt, tauchen ihm seine trotziggehärteten Gestalten empor. Aus der Tiefe auch äugt die schlimme Sphinx, das furchtbare Lebensrätsel, ihn an; aus der Tiefe schrillt sein Notschrei zu Gott . . .

Ist's ein verkleinernder Fehler, dass der Sonne Licht sich nicht heiter glänzend in seinem Weltbild spiegelt, ein störendes Beiwerk,

dass des Gedankens Schwere auf seinen Werken liegt, ein fremder Umstand, dass des Lebens Unendlichkeit sich ihm im Bilde ewiger Gegensätze zeigt? Und soll es ein Mangel an allumfassender Liebe sein, dass alle Daseinsnot ihm harte Notwendigkeit scheint und die schrille Dissonanz in der Menschheit erst jenseits der Lebensgrenze in die Dauer versöhnterZustände übergehen kann? Dies alles kann nur mäkeln, wer die Persönlichkeit Hebbels nicht aus ihren Fundamenten begreift. Schweres Blut und durchdringende Denkleidenschaft, frostiges Sinnenspiel und heißen Seelenschmerz, pessimistischen Lebensverzicht und schaffenden Willensdrang, prometheische Trotzgefühle und frommes Erlösungsbedürfnis — dies alles hatte die Natur ihm eingeboren, dies alles hatte das Leben in ihm zur Reife gebracht, dies alles spricht und starrt und drängt und ringt sich aus seinen Werken. Was Hebbel war, das ist er geworden — aber in einem ganz vollendeten Sinn geworden. Dass es seine Eigenart, unbekümmert um Autoritäten und rings schallende Uhurufe und allein vertrauend auf die Eingebungen des Dämons in seiner Brust zu einem volltönenden und geschlossenen Ausdruck gebracht hat: dies ist seine Größe.

Aber es ist nicht seine ganze Größe. Zu der Vollendung im Künstlerischen tritt eine Vollendung im Reinmenschlichen. Auch Hebbel ist einer von den Ganzbesessenen, die ihre Philosophie, die ihre Gedanken und Gedichte nicht nur schreiben, sondern auch leben. Es besteht eine nahezu vollkommene Übereinstimmung zwischen Hebbels Individualitäts- und Notwendigkeitsbegriffen und seinem persönlichen Handeln. Mit dem unschuldigsten Bewusstsein löst er sein Verhältnis zu Elise Lensing, seiner langjährigen Geliebten und mitfühlenden Freundin, die ihn jahrelang, man kann wohl sagen, am Leben gehalten hat und Mutter zweier Kinder von ihm wurde. Löst es, weil er seinem höheren Ich, das nicht ihm, sondern der Menschheit angehört, mehr Rücksicht schuldig zu sein glaubt als einem Einzelwesen Mensch, mag es darüber auch zugrunde gehen. „Jedes Opfer", schreibt er unter Bezugnahme auf sein Verhalten gegenüber Elise Lensing, „darf man bringen, nur nicht das eines ganzen Lebens, wenn dies Leben einen Zweck hat außer dem, zu Ende geführt zu werden". Man mag vor einer so rücksichtslosen Durchsetzung seines individuellen Künstlerrechtes schaudern, wie man etwa schaudert vor der grenzenlosen Selbst-

überhebung des Kolosses Holofernes, — dass man hier vor der Größe gelebter Überzeugung steht, wird keiner leugnen wollen.

Es ist ja nicht nur der Individualitätsglaube, den Hebbel so grausam bestätigt hat, auch der tragische Begriff der Notwendigkeit ist ihm zum Lebensgefühl geworden. Wie wenigen andern Großen hat das Schicksal Hebbel mitgespielt, wie wir einleitend hervorhoben. Auf die Schläge dieses Schicksals hat der Dichter zunächst freilich mit Ausbrüchen bitterster Klage geantwortet. Er fühlt „den dumpfen Widerstand der Welt" und kann nur ohnmächtig knirschen, dass die „allgemeinen Kräfte sich dem Besonderen in den Weg stellen und es noch vor seiner Entwicklung, im Werden selbst, zu zerstören suchen". Dann aber kommt die große Einsicht . . .: „Wenn der Mensch sein individuelles Verhältnis zum Universum in seiner Notwendigkeit begreift, so hat er seine Bildung vollendet und eigentlich auch schon aufgehört, ein Individuum zu sein, denn der Begriff dieser Notwendigkeit löscht allen unberechtigten Egoismus aus und befreit den Geist vom Tode, indem er diesen im wesentlichen antizipiert . . . In dem Begriff dieser Notwendigkeit wohne ich seitdem wie in einer Burg. Dieser Begriff waltet über mich, wie über meine Kunst, in der mein Ich am geläutertsten hervortritt, und mit der ich mich mehr und mehr völlig identifiziere. Von ihm allein gehen Versöhnung und Friede aus . . ." Der trotzige Individualist fühlt sich unter dem Gesetz der Notwendigkeit zu einem winzigen Staubkorn in All zusammenschwinden und seine persönlichen Schmerzen münden ein in das große Wehgefühl, das die Welt durchzittert: „Sonst war es Erbitterung, Hass, Verachtung, die in mir aufstiegen, wenn mir ein verderbter Mensch in den Weg kam oder wenn ich an gewisse Sünden der Zeit dachte; jetzt ist es reiner Schmerz, tiefstes ungemischtestes Weh; mir ist, als hätte ich alles mitgetan und ich fühle mich mit dem Nackenden nackt". — „Wenn man einen Toten sieht, so ist es einem oft, als wäre er die stille, ruhige, abgeschlossene Statue, die das Leben durch unausgesetzte Schläge gemeißelt hat." — Hinter diesem großen Schmerzgefühl tritt die Bedeutung der Individualität, der eigenen wie die der andern, zuletzt völlig ins Nichts zurück: „Es gibt nur eine Notwendigkeit, nämlich die, dass die Welt besteht, wie es aber den Individuen darin ergeht, ist gleichgültig".

Dies ist die gewaltige Predigt, die wir aus jeder der Tragödien Hebbels herausklingen hören! Man fühlt die Größe ihres Textes und die Größe des Mannes, der sein Lebensgefühl auf sie abzustimmen wagte, in ihrer ragenden Einsamkeit, wenn man von ihr den Blick wandern lässt in die von Wehleidigkeit und Sentimentalität schier übertriefende und von Begehrlichkeiten allerkleinster Art angefüllte Zeit. Hebbel ist dieser Zeit, vielleicht weil sie seine Größe vollumfänglich noch nicht einzuschätzen vermag, ein Dichter und Theaterschreiber wie andere mehr. Aber er könnte ihr Prophet und Lebenserwecker sein, . . . wenn nur diese Zeit den Blick von der Oberfläche in die Tiefe richten könnte, die Hebbels Heimat ist.

WEIMAR ADOLF TEUTENBERG

□□□

DIE BRONNEN MEINER SEHNSUCHT

Von EMIL SCHIBLI

Die Bronnen meiner Sehnsucht quellen wieder
Und rauschen auf, aus ihrem tiefen Grund hervor;
Sie bringen süße und verträumte Lieder,
Und führen in das stille Land, das ich verlor.

Dort bin ich einsam. Doch die Bronnen rauschen
Mir wiederum das Herz mit trunkner Andacht voll!
Und, ein Entzückter, muss ich ihnen lauschen,
Und weiß aufs neue, dass ich ihnen folgen soll.

Zufriednes Ausruhn darf, auf weichem Pfühle,
Niemals mein Erbteil sein. Ich bin ein Wandersmann!
Und Weib und Kind und eigen Hausgestühle,
Darf ich sie wollen, die ich doch nicht lieben kann?

Das Herz wird schwer. Und bitter sind die Lieder
Manchmal. Und bitter ist die grause Einsamkeit! —
Und doch, o Glück, die Bronnen quellen wieder.
Mein Herz hat ganz sich seinem dunklen Ziel geweiht.

□□□